Der Mennonitenprediger und die Witwe von Rembrandt.

Es war einmal ein altes Mütterchen, das sah immer sehr traurig aus; sie ging niemals aus, sondern sass den ganzen Tag in ihrem Stübchen und betete und las in der Bibel oder sass am Fenster, als ob sie auf einen wartete. Und sie wartete auch auf jemand, aber schon viele, viele Jahre lang. Das war ihr einziger Sohn, der vor langer Zeit in ein heisses, fernes unbekanntes Land gezogen war, um es zu erforschen. In der ersten Zeit, da war es nicht so schlimm, da kamen lange Briefe von ihrem Jungen, und er erzählte ihr da so wunderschöne Dinge von Riesen-Wäldern und gewaltigen Tieren, von blitzenden Edelsteinen und fremdartigen Menschen, dass ihr jeder Brief wie ein buntes Bilderbuch vorkam, darin sie oft und gern las. Später hörte sie, er sei ein grosser, berühmter Mann geworden und werde nun bald zurückkehren. Dann aber hörten die regelmässigen Briefsendungen plötzlich auf, und das Mütterchen wurde ganz krank vor Sorge und Sehnsucht nach ihrem Sohn. Und Jahre vergingen, eines immer einsamer und trüber als das andere. Aber das Mütterchen sass noch immer am Fenster und spähte die Landstrasse hinunter, als müsste ihr Junge endlich zu ihr kommen. Da klopfte es eines Tages an ihre Tür, und herein trat ein grosser, fremder Mann mit vollem schwarzen Bart im sonnenverbrannten Gesicht und freundlichen, hellen Augen. Und als ob er sie schon lange kennen würde, ergriff er ihre beiden runzligen, harten Hände und schaute ihr gütig ins Gesicht. Und ein hilfloses Zittern ging durch das gebückte Mütterchen, und sie fühlte es, dass dieser Mann, der so seltsam lieb und freundlich zu ihr war, ihr etwas von ihrem Sohn sagen würde. „Lebt er noch?“ rang es sich stammelnd von ihren Lippen. Der Mann schüttelte leise den Kopf und fasste noch einmal ihre Hand, die er jetzt sanft streichelte. „Ich war sein Freund drüben in Not und Kampf“, begann er, „er hat mir soviel Liebes von seinem alten Mütterchen erzählt, und als er im Fieber lag, da war seine gröfste Unruhe und Qual, dass er Euch nicht mehr erreichen konnte, und bevor er starb, da musste ich ihm versprechen, wenn ich die Heimat erreiche, Euch seinen letzten Gruss, sein Lebewohl zu bringen.“ Und der fremde, gütige Mann erzählte der alten Frau noch viel Schönes von ihrem Sohn, wie tapfer und heldenhaft er war, und wie sein Name gross geworden sei. Und da trocknete sie ihre Tränen und dachte sich: „Lange dauert es ja nicht mehr, da bin ich auch bei meinem Jungen“. Und sie hat wohl auch nicht mehr lange gelebt; am Fenster sah man sie seit diesem Tage nicht mehr sitzen.

http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00000616